

978-3-476-12322-0 Mürker/Roesler, Poststrukturalismus/
2., aktualisierte und erweiterte Auflage/Sammlung Metzler Band 322
© 2012 Verlag J.B. Metzler (www.metzlerverlag.de)



J.B.METZLER

1. Die verrückte Mitte. Geschichte und Idee des Poststrukturalismus – eine systematische Rekonstruktion

Jedes Sprachspiel hat seine eigenen Regeln, jeder Diskurs seine spezifische Terminologie. Das gilt in einem besonderen Maße für wissenschaftliche Diskurse; die häufige und manchmal durchaus eigensinnige Verwendung bestimmter Begriffe ist ein recht sicheres Indiz, das die Teilnehmer eines Diskurses von denen eines anderen, möglicherweise konkurrierenden unterscheidet. So ist in den meisten Fällen auch die Entstehungsgeschichte philosophischer Denkrichtungen wie die theoretischer Schulen überhaupt gebunden an die Entwicklung, ja Erfindung eines alternativen Vokabulars, das einen Ausschnitt der Welt auf eine neuartige Weise zu beschreiben erlaubt. Freilich: Theorien sind kein statisches Phänomen. Im Laufe ihre Geschichte verselbständigt sich – gerade in besonders erfolgreichen Fällen – nicht selten das Vokabular den Intentionen seines Erfinders gegenüber. Das war so bereits bei Platons Begriff der ›Idee‹. Manchmal allerdings ist es auch umgekehrt – und das Vokabular, das einer erfand, generiert eine Theorie, an die er nicht dachte. Das war bei den Ideen von Ferdinand de Saussure der Fall, der gemeinhin als Gründungsvater des Strukturalismus gilt.

1.1 Die Vorgeschichte: Idee und Methode des Strukturalismus

1.1.1 Ferdinand de Saussure und die Geburt des Strukturalismus

Zwischen 1906 und 1911 hielt der Schweizer Linguist Ferdinand de Saussure (1857-1913) in Genf insgesamt drei Vorlesungen über die Grundlagen der Sprachwissenschaft. Seine Gedanken zur Begründung einer allgemeinen strukturalen Linguistik, die Saussure in diesen Vorlesungen vorstellte, hat er selber allerdings nicht systematisch ausgearbeitet. Dies blieb seinen Hörern Charles Bally und Albert Sechehaye vorbehalten, die anhand ihrer Vorlesungsmitschriften die implizite Theorie rekonstruierten. Das Ergebnis ist der 1916 als Buch posthum publizierte *Cours de linguistique générale* (dt. *Grund-*

fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, 1967). Die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, sind offenkundig: Wir können eigentlich nie wirklich sicher sein, ob die unter seinem Namen veröffentlichte Theorie tatsächlich die ursprünglichen Thesen Saussures auch adäquat wiedergibt. Das aber ist, wir werden es später noch sehen, ein Interpretationsproblem, mit dem wir es nicht nur bei Saussure zu tun haben – und das wir hier zunächst vernachlässigen können (als allgemeine Einführung zu Saussure vgl. Culler 1976; Gadet 1990; Jäger 2007; Harris 1987; Holdcroft 1991).

Die Intention des *Cours* ist es, eine scheinbar ebenso schlichte wie unverfängliche Frage zu beantworten: »Wie ist eine einzelne Sprache aufgebaut, und wie muß sie beschrieben werden?« (Bierwisch 1966, 80). Diese Fokussierung auf den Aufbau einer einzelnen Sprache zielt auf die **Beschreibung allgemeiner sprachlicher Strukturen**, und so nimmt die Antwort dann auch den Weg einer methodischen Differenzierung dieser Strukturen. Saussure unterscheidet zunächst das, was wir gemeinhin unter ›Sprache‹ verstehen, in drei Kategorien: in *langage*, *langue* und *parole*. Der Neologismus *langage* ist kaum zu übersetzen; was Saussure damit meint, ist die menschliche Fähigkeit zu sprechen. Dieser übergreifenden Sprachkompetenz gegenüber bezeichnet der Terminus *langue* die Sprache als normatives, durch allgemeine Regeln und verbindliche Konventionen strukturiertes virtuelles »System von Zeichen« (*Grundfragen*, 18). Die *parole* bezeichnet schließlich die Sprachverwendung als Akt der individuellen Ausübung der eigenen Sprachkompetenz gemäß der allgemeinen Regeln des Sprachsystems; kurz: die konkrete Aktualisierung des virtuellen sprachlichen Codes. Die Sprachkompetenz »als Ganzes genommen, ist vielförmig und ungleichartig; verschiedenen Gebieten zugehörig, zugleich physisch, psychisch und physiologisch, gehört sie außerdem noch sowohl dem individuellen als dem sozialen Gebiet an« (ebd., 11); als Gegenstand der allgemeinen Sprachwissenschaft, deren Aufgabe es sein soll, »die Kräfte aufzusuchen, die *jederzeit* und *überall* in allen Sprachen wirksam sind« (ebd., 7; Hervorhebung von uns), kommt sie für Saussure nicht in Frage. Das freilich gilt auch für die pragmatische Verwendung der Sprache, die von Individuum zu Individuum und von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft sich unterscheidet und in dieser Veränderbarkeit dem wissenschaftlichen Anspruch Saussures auf zeit- und raumübergreifende Erkenntnis zuwiderläuft. Das einzige Objekt der strukturalistischen Linguistik ist demzufolge die *langue*, das kodierte Regelsystem der sprachlichen Zeichen als »das im Gehirn eines jeden Einzelnen niedergelegte soziale Produkt« (ebd., 27) in seiner vermeintlich unveränderlichen Objektivität.

Im Zentrum der Saussure'schen Untersuchung des sprachlichen Zeichensystems steht seine **Beschreibung der Struktur des kleinsten bedeutsamen Elements** dieses Systems, des Zeichens selbst. Jedes Zeichen, so der *Cours*, ist zusammengesetzt – und zwar derart, dass es »eine Vorstellung und ein Lautbild« (ebd., 77) in sich vereinigt. Der Begriff ›Lautbild‹ meint dabei gerade nicht denn artikulierte Laut, das gesprochene Zeichen, sondern dessen intrapsychische Vergegenwärtigung. Um diesen zeicheninternen Zusammenhang von Vorstellung und Lautbild terminologisch zu präzisieren, führt Saussure die Begriffe *signifié* für die »Vorstellung« (dt. das Bezeichnete, das Signifikat) und *signifiant* für das »Lautbild« (das Bezeichnende, der Signifikant) ein. Man solle sich, sagt Saussure (ebd., 134), das Zeichen als ein Blatt Papier vorstellen, dann sei dessen eine Seite das Signifikat, die andere der Signifikant; sie lassen sich nicht voneinander trennen, ohne das Zeichen zu zerstören. Doch so untrennbar beide Seiten des Zeichens miteinander verbunden sind, so wichtig bleibt zugleich ihre Differenz. Aus dem reziproken Zusammenspiel von Signifikat und Signifikant leitet dann Saussure die gerade für die Wirkungsgeschichte seiner Theorie entscheidenden weiteren Bestimmungen des Zeichens ab.

Obwohl Signifikat und Signifikant untrennbar miteinander verbunden sind, ist ihr Verhältnis zueinander doch in einem wesentlichen Sinn zufällig, beliebig: Es gibt »keinerlei innere Beziehung« (ebd., 79), die eine bestimmte Vorstellung mit einem bestimmten Lautbild verknüpfen würde. Worte wie »Schloß« sind ein Beispiel dafür; hier verweist ein Signifikant auf verschiedene Signifikate (»Gebäude«, »Vorrichtung zum Abschließen«). Ein anderes Beispiel, das auch Saussure zitiert, ergibt sich aus der Tatsache, dass wir nicht nur in einer, sondern in vielen Sprachen miteinander reden können; die Frage, ob wir für den Signifikaten »Brot« das deutsche Wort »Brot« oder etwa das französische Wort »pain« verwenden, ist eine Frage des Kontextes, nicht des Sinns. Daraus folgt der erste Grundsatz der allgemeinen Sprachwissenschaft: die **Arbitrarität (Beliebigkeit) des Zeichens** (vgl. Garcia 1997).

Diese wesentliche Beliebigkeit des Zeichens nun bedeutet keineswegs, dass die interne Beziehung von Signifikat und Signifikant gänzlich beliebig wäre. Wir können schließlich nicht willkürlich darüber entscheiden, ob wir eine Vorstellung mit dem einen oder lieber mit einem anderen Lautbild verbinden möchte – täten wir es doch, so wäre dies das Ende jeder Kommunikation. Die Kritik der Idee einer natürlichen Beziehung von Signifikat und Signifikant führt Saussure zu der wichtigen Einsicht der konventionellen Konstitution sprachlichen Sinns. Ein Zeichen sinnvoll zu verwenden,

heißt einer konventionellen Regel zu folgen, würde Ludwig Wittgenstein sagen (über das Verhältnis von Saussure und Wittgenstein vgl. Harris 1988). Das Zeichen, sagt Saussure, ist »seiner Natur nach sozial« – und das heißt eben auch, dass es »in einem gewissen Maß vom Willen der Einzelnen oder der Gemeinschaft unabhängig« ist (*Grundfragen*, 20). Richtig verstanden, bedeutet die Beliebigkeit des Zeichens dann entsprechend präziser, »daß es unmotiviert ist, d.h. beliebig im Verhältnis zum Bezeichneten« (ebd., 80).

Weil es keinen außersprachlichen Grund gibt, der das Verhältnis von Signifikat und Signifikant bestimmen und so die Bedeutung eines Zeichens festlegen würde, muss sich die Konstitution sprachlichen Sinns sprachintern erläutern lassen. Nicht die Referenz der Zeichen, also ihr Bezug auf etwas Außersprachliches, zählt, sondern ihre Relation, genauer: die Differenz der Zeichen zueinander. Entscheidend ist der *Wert*, wie Saussure sagt, der durch diese Differenz festgelegt wird. Sie ist auf den beiden Ebenen des Zeichens, des Signifikanten wie des Signifikats, wirksam. Die Art und Weise, wie wir das Wort »Brot« verwenden, ist sowohl bestimmt durch die Art und Weise, wie sich der Signifikant »Brot« von Signifikanten wie »Boot« oder »Schrot« unterscheidet, als auch durch die Abgrenzung des Signifikats »Brot« von anderen Signifikaten wie »Brötchen«, »Kuchen«, oder »Croissants«. Der sprachliche Sinn ist daher Ergebnis der Differenzierungen in einem System.

Saussure stellt als Konsequenz seiner nur negativen Festlegung der Bedeutung sprachlicher Zeichen fest, dass es »in der Sprache [...] nur Differenzen ohne positive Einzelglieder« (ebd., 143) gibt. Die Sprache wird dadurch zu einer Form, die von einer bestimmten Substanz unabhängig ist. Wichtig sind die Differenzen, unwichtig dasjenige, was different gesetzt wird. Dieser Gesichtspunkt wird dem Strukturalismus ermöglichen, die Bestimmungen von Saussure aus dem Kontext der Sprache herauszulösen und auf andere Bereiche zu übertragen.

Wir müssen uns die Struktur des sprachlichen Zeichensystems vorstellen als ein **Netz von Signifikanten**, die auf mannigfache Weise miteinander verwoben sich wechselseitig bestimmen. So beliebig die Zusammensetzung eines Zeichens in Bezug auf das ist, was es bezeichnen soll, seinen Referenten, so unbeliebig ist die Stellung eines Signifikanten innerhalb des sprachlichen Netzes aller Signifikanten. Auf eine zunächst paradox anmutende Weise begründet so der Grundsatz der Arbitrarität zugleich die Unveränderlichkeit der Zeichens. Diese Unveränderlichkeit ist allerdings nur eine, für Saussures Theorie freilich entscheidende, weitere Eigenschaft des Zeichens. Denn natürlich verändern sich Zeichen bzw. ihr Sinn zumindest in

dem Maße, in dem sich Sprachen entwickeln – mit der Zeit. Die Veränderlichkeit der Zeichen, Resultat des temporalen Charakters der Sprache, drückt sich aus durch »Verschiebung[en] des Verhältnisses zwischen dem Signifikat und dem Signifikanten« (ebd., 88). In ihrer Untersuchung des sprachlichen Zeichensystems eröffnet sich für die Wissenschaft damit eine doppelte Perspektive: Sie muss die Sprache zum einen im Hinblick auf die historische Genealogie ihrer Strukturen beschreiben, und sie muss zum anderen die Gesamtheit des strukturellen Beziehungsgeflechts der Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt analysieren. Diesen beiden Perspektiven versucht Saussure, durch die Differenzierung in diachronische und synchronische Beschreibungen der Sprache gerecht zu werden – wobei er seine strukturalistische Linguistik zugleich im Sinne der Synchronie auf eine Analyse des statischen Zustands des Systems der Sprache reduziert.

Diese Reduktion ist bei Saussure eine weitere methodische Konsequenz des Anspruchs auf objektive im Sinne von zeit- und raumtranszendierender Erkenntnisse; sie ist aber zugleich für den Strukturalismus insgesamt charakteristisch – und sie hat ihm von verschiedenen Seiten den Vorwurf eingebracht, »haarsträubend ahistorisch« zu sein (so Eagleton 1994, 89). An dieser Stelle können wir zunächst einige allgemeinere Konsequenzen zusammenfassen, die sich aus Saussures Überlegungen ergeben und die seine strukturalistischen und poststrukturalistischen Interpreten auf unterschiedliche Weise weiterentwickelt haben.

Das wichtigste gemeinsame Merkmal des Strukturalismus und seiner Nachfolger ist bereits angelegt in der **Konzentration auf die interne Relation ihrer Strukturelemente**, die Saussure zur Erläuterung der Sprache vornimmt. Hieraus folgt die Unterstellung einer »Unhintergebarkeit der Struktur« (Frank 1984, 12). Diese Unterstellung ist äußerst folgenreich: Zwei zentrale Implikationen haben wir bereits in ihrer linguistischen Version kennengelernt. Zum einen bedeutet die These, dass sich der Sinn sprachlicher Zeichen einzig durch die (sprachinterne) Differenzierung ihrer Elemente konstituiert zugleich die **methodische Ausgrenzung des (sprachexternen) Referenten**. Und zugleich folgt aus der Feststellung, dass diese Konstitution gerade in ihrer sozialen Verankerung weitgehend vom bewussten Willen des individuellen Sprechers unabhängig ist, **der tendenzielle Ausschluß des Subjekts**. Saussure wendet sich damit explizit gegen die Bewusstseinsphilosophie, den sog. Mentalismus, d.h. gegen eine philosophische Überzeugung, die davon ausgeht, dass wir erst im Geiste (lat. *mens*: der Geist) einen Gedanken fassen, und diesen danach zum Zweck der Kommunikation

durch das Medium Sprache ausdrücken (vgl. *Grundfragen*, 132f). Diese Auffassung hat der Philosophie lange Zeit dabei geholfen, die zentrale Rolle des Subjekts zu begründen. Die Dezentrierung des Subjekts, die sich in Saussures konträrer These ankündigt, ist als Schritt aus diesem philosophischen Paradigma ein erster Beitrag zur Verrückung der Mitte, die für den Strukturalismus wie auch den Poststrukturalismus dann zu einem zentralen Anliegen wird.

Die Wirkung seiner Vorlesungen, die Saussure kaum vorausahnen konnte (vgl. Scheerer 1980), verdankt sich einer Verallgemeinerung seiner Grundgedanken über den Horizont der reinen Sprachwissenschaft hinaus; die Richtung dieser Verallgemeinerung ist allerdings in seinen eigenen Überlegungen schon angedeutet – und zwar sowohl in seinem Umgang mit als auch in seiner Haltung gegenüber der Sprache (vgl. Raggiunti 1990). Mit beidem steht Saussure nicht allein: Sein systematischer Umgang mit der Sprache repräsentiert Tendenzen der wissenschaftlichen Formalisierung sprachlicher Zusammenhänge, die um 1900 die Entwicklung der philosophischen Logik – bei Frege, Peano, Whitehead/Russell u.a. – beherrschten. Doch Saussure ist eben kein Logiker, sondern Linguist. Das Besondere seiner strukturalistischen Formalisierung ist auch die Tatsache, dass sie keine Reduktion auf logische Gesetze anstrebt, sondern **Gesetzmäßigkeiten der normalen Sprache** untersuchen will. In dieser Untersuchung nun ist als Konsequenz der Einsicht in die konventionelle Konstitution sprachlichen Sinns eine Erweiterung auf nicht länger rein linguistische Fragen zumindest bereits angelegt; Fragen, zu deren Klärung Saussure in Vorwegnahme der Semiotik eine zukünftige **Wissenschaft der »Semeologie«** skizziert – »eine Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht« (*Grundfragen*, 19). Hinter dieser Skizze der Semeologie steckt eine Haltung gegenüber der Sprache, die charakteristisch ist für den vielleicht wichtigsten philosophischen Paradigmenwechsel im 20. Jahrhundert, den sogenannten »linguistic turn«. Diesen Begriff hat zuerst Richard Rorty in seiner Anthologie *The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method* (1967) eingeführt, um das Denken von Philosophen wie Wittgenstein, Austin, Quine und anderen zu charakterisieren, die davon ausgehen, dass sich viele theoretische und praktische Probleme am besten auf dem Weg einer Analyse ihres sprachlichen Ausdrucks erörtern lassen.

Durch eine Analyse der Sprache aus der Perspektive des erweiternten Kontextes sozialer Zeichensysteme, so Saussure, »wird man nicht nur das sprachliche Problem aufklären, sondern ich meine, daß mit

der Betrachtung der Sitten und Bräuche usw. als Zeichen diese Dinge in neuer Beleuchtung sich zeigen werden« (ebd., 21). Damit aber hat Saussure die Anwendung seiner Ideen auf andere geistes- und kulturwissenschaftliche Bereiche gewissermaßen als strukturalistische Methode bereits vorprogrammiert. Diese Anwendung ist das Kennzeichen des Strukturalismus in unserem Sinne – d.h. des Strukturalismus, von dem die Poststrukturalisten sich kritisch abgrenzen. Neben denjenigen, die das genuin linguistische Projekt Saussures auf ihre Weise fortsetzten wie Roman Jakobson (1896-1982) im Rahmen der **Prager Schule** des Strukturalismus oder Louis Hjelmslev (1899-1965) innerhalb der **Kopenhagener Schule**, lassen sich hier so unterschiedliche Autoren nennen wie der Anthropologe Claude Lévi-Strauss (1908-2009), der Semiotiker Roland Barthes (1915-1980), der Psychoanalytiker Jacques Lacan (1901-1981) und der Philosoph Michel Foucault (1926-1984). Der Strukturalismus, der sie verbindet, ist der Versuch, »alles unter linguistischen Gesichtspunkten noch einmal neu zu durchdenken« (Jameson 1972, VII); seine Vertreter zeichnen sich durch eine Betrachtungsweise aus, die in den unterschiedlichsten Bereichen strukturelle Analysen durchführt – auf der Basis der These, dass alle Bereiche strukturiert sind wie die Sprache. Darin artikuliert sich ein starker und problematischer Anspruch, durch dessen Einlösung die strukturalistische Methode letztlich das gesamte Spektrum aller Wissenschaften durchdringen und gewissermaßen neu ordnen müsste (vgl. dazu Wahl 1973, 8f.). Obschon seine Vertreter selber zum Teil diesen Anspruch tatsächlich erhoben haben, ist es doch der Bereich der Humanwissenschaften, auf den sich die Karriere des französischen Strukturalismus im Wesentlichen beschränkt hat und auf den wir uns in der folgenden Zusammenfassung der zentralen Beispiele ausschließlich konzentrieren können.

1.1.2 Claude Lévi-Strauss und die Anthropologie

1949 erschien in Paris das Buch *Les structures élémentaires de la parenté* (dt. *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, 1993), mit dessen Erfolg die Karriere des Strukturalismus begann. Sein Autor, Claude Lévi-Strauss (1908-2009), hatte mit immensem empirischen und theoretischen Aufwand eine Vielzahl verschiedener Kulturen und ihre höchst unterschiedlichen Arten untersucht, die Verwandtschaftsbeziehungen ihrer Mitglieder zu regeln. Seine **strukturalistische Methode** orientierte sich übrigens nicht direkt an Saussure – der in diesem Buch gar nicht erwähnt wird –, sondern an der Pho-

nologie, die u.a. von dem russischen Sprachwissenschaftler Nikolai Trubetzkoy und Roman Jakobson im Anschluss an Saussure entwickelt worden ist (vgl. Walitschke 1995; Gasché 1970). Dem Aufwand entsprach der ambitionierte Anspruch des Verfassers: Lévi-Strauss ließ sich leiten von der Überzeugung, dass sich hinter den divergierenden und auf den ersten Blick willkürlichen Regelungen binnenkultureller Verwandtschaftsverhältnisse eine strukturelle Ordnung verbirgt, die Auskunft gibt über die Natur des Menschen – als soziales Wesen, denn bereits das Vorhandensein von Regeln, so Lévi-Strauss, ist ein untrügliches Zeichen für den Übergang von einer rein natürlichen zu einer vergesellschaftlichten Weise des menschlichen Zusammenlebens (als allgemeine Einführungen vgl. Backès-Clément 1970; Cressant 1970; Dumasy 1972; Oppitz 1975; Pace 1983; Reinhardt 2008; de Ruitjer 1991; Sperber 1973; Biographie in Lévi-Strauss/Éribon 1996).

Die entscheidenden Einsichten verdankt Lévi-Strauss seiner Deutung des allgemein verbreiteten, wenn auch unterschiedlich restriktiv gehandhabten Inzestverbots. Als eine universale, soziale Regel verbietet das Inzestverbot die Verbindung naher Verwandter – nur, um »die Verbindung mit fernerer Frauen notwendig [zu] machen« (Sperber 1973, 183). Die Herstellung von Verwandtschaftsverhältnissen wird zum Gegenstand einer »Transaktion« (Sperber), die Regeln, die ihnen zugrunde liegen, sind Tauschgesetze – und der Tausch ist die »fundamentale Struktur aller Verwandtschaftssysteme« (Schiwy 1984, 46; vgl. *Die elementaren Strukturen*, 634f.). Wenn aber der Tausch das gesuchte Ordnungsprinzip darstellt, so lassen sich die elementaren Strukturen der Verwandtschaft beschreiben als Regeln richtiger Kommunikation. »Was bedeutet das anders«, so Lévi-Strauss dazu noch einmal am Beispiel des Inzestverbots, »als daß die Frauen selbst als Zeichen behandelt werden, die man *mißbraucht*, wenn man nicht den Gebrauch von ihnen macht, der den Zeichen zukommt und der darin besteht, *kommuniziert* zu werden?« (ebd., 662). Das aber bedeutet nichts anders, als dass die »Heiratsregeln und Verwandtschaftssysteme [...] eine Art Sprache« (*Anthropologie structurale*, 1958; dt. *Strukturelle Anthropologie I*, 1977, 74) darstellen; sie sind, so Lévi-Strauss präziser, »in einer *anderen Ordnung der Wirklichkeit* Phänomene vom *gleichen Typus* wie die sprachlichen« (ebd., 46). Die Bedeutung, welche dadurch der Sprache im Kontext des sozialen Lebens und seiner Regeln zukommt, lässt sich kaum überschätzen: »Wer Mensch sagt, sagt Sprache; und wer Sprache sagt, sagt Gesellschaft« (*Tristes tropiques*, 1955; dt. *Traurige Tropen*, 1982, 385). Gleichwohl ist es wichtig, dass Lévi-Strauss die Strukturen der Verwandtschaft nicht *als* sondern *wie* sprachliche

Strukturen deutet: Die Sprache wie andere Systeme der gesellschaftlichen Interaktion gehen seiner Theorie nach zurück auf eine universale Ordnung des symbolischen Denkens, welches in verschiedenen kulturellen Praktiken sich unterschiedlich artikuliert.

Diese universale Ordnung, so Claude Lévi-Strauss, ist in verbindlichen Strukturen verankert, die dem Denken und Handeln der einzelnen Individuen immer schon unbewusst zugrunde liegen. Der Vergleich der strukturalistischen Anthropologie mit der Psychoanalyse Sigmund Freuds liegt hier nahe. Doch während Freud allgemeine Prinzipien des menschlichen Individuums im persönlichen Unbewussten zu lokalisieren sucht, ortet Lévi-Strauss allgemeine Prinzipien der gesamten Menschheit in ihrem kollektiven Unbewussten (vgl. Nagel 1970). Durch die **Freilegung dieser unbewussten Prinzipien** soll die strukturalistische Untersuchung sozio-kultureller Handlungen und Interaktionen zur Erkenntnis von objektiven Gesetzen führen, durch deren Anwendung die Mitglieder unterschiedlicher Kulturkreise die natürlich vorgefundene Wirklichkeit in eine begrifflich differenzierte Realität verwandeln.

Dazu dienen auch Mythen, die Lévi-Strauss in seinem vierbändigen Werk *Mythologiques* (1964; dt. *Mythologica*, 1976) am Beispiel der Mythen der Indianer Südamerikas einer strukturalen Analyse unterzieht. Sein Grundgedanke bei dieser Analyse ist, die **Mythen in Analogie zur Sprache** zu setzen. So wie der Sprachwissenschaftler die *langue* rekonstruiert, die hinter der *parole* liegt, so rekonstruiert der Ethnologe das mythische Denken, das hinter den Mythen steht. Seine Methode besteht darin, die einzelnen Mythen in ihre kleinsten Einheiten, die sogenannten »Mytheme«, zu zerlegen. Diese Mytheme gewinnen ihren Sinn nicht durch den Inhalt, den sie zum Ausdruck bringen, sondern allein durch die Stellung, die sie zu anderen Mythen einnehmen; unverkennbar verbirgt sich dahinter Saussures Gedanke, dass die Bedeutung eines Zeichens durch seine Differenz zu anderen Zeichen bestimmt wird. Indem er die Mytheme nun derart untereinander in Beziehung setzt, isoliert Lévi-Strauss eine Struktur, die sich im ersten Band der *Mythologica* am Begriffspaar »roh« und »gekocht« ausrichtet. Die einzelnen Mythen, so seine These, bringen diesen Gegensatz zum Ausdruck; er ist ihre ordnende Struktur.

Hinter dem Begriffspaar »roh« und »gekocht« verbirgt sich nach Lévi-Strauss allerdings ein viel größerer Zusammenhang, der durch die Mythen thematisiert wird: die Differenz von Natur und Kultur. Diese Differenz ist, so Lévi-Strauss in einem Interview, »eine Antinomie des menschlichen Geistes: Der Gegensatz ist nicht objektiv, es sind die Menschen, die das Bedürfnis haben, ihn zu formulieren«

(zit. nach Schiwy 1984, 145). Das mythische Denken ist demnach eine ursprüngliche Weise, den Gegensatz von Natur und Kultur zu denken und damit seine Formulierung erst zu ermöglichen. Die Analogie von Sprache und mythischem Denken hat jedoch für das Denken eine weitere Konsequenz. So wie der einzelne Sprecher nicht bewusst die phonologischen und grammatikalischen Gesetze beim Sprechen anwendet, da er sonst den Faden seiner Gedanken verlieren würde, so »verlangt auch die Tätigkeit und der Gebrauch des mythischen Denkens, daß seine Eigenschaften verborgen bleiben« (*Mythologica I*, 25). Das Denken, das Lévi-Strauss rekonstruieren möchte, muss den Eingeborenen Zentralbrasilien nicht als Bezugssystem bewusst sein. Was er zeigen will ist nicht, »wie die Menschen in Mythen denken, sondern wie sich die Mythen in den Menschen ohne deren Wissen denken« (ebd., 26; vgl. Fleischmann 1970).

1.1.3 Jacques Lacan und die Psychoanalyse

Die strukturelle Methode von Lévi-Strauss hat auch den Psychoanalytiker Jacques Lacan (1901-1981) angeregt. Wenn sich Verwandtschaftsverhältnisse und Mythen als Strukturen analysieren lassen, die wie Sprache und Zeichen organisiert sind, dann bleibt es »uns überlassen, uns dieser Auffassung anzuschließen und den Niederschlag der Sprachstruktur in der Psychoanalyse zu entdecken, wie es parallel zur Linguistik die Ethnographie bereits tut, wenn sie Mythen nach einer Synchronie von Mythemen dechiffriert« (*Écrits I*, 1966; dt. *Schriften I*, 1973, 127; als allgemeine Einführungen vgl. Borch-Jacobsen 1999; Bowie 1994; Danis 1996; Dor 1992; Hammermeister; Lang 1986; Pagel 1991; Sarup 1992; Weber 1990; Widmer 1990; Žižek 2008; Biographie vgl. Roudinesco 1996).

»Das Unbewußte«, so Lacan an einer anderen Stelle, »ist strukturiert wie eine Sprache« (*Le séminaire de Jacques Lacan. Livre XI: Les quatre concepts de la psychanalyse*, 1973; dt. *Das Seminar von Jacques Lacan, Buch XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, 1987, 26): dies ist die zentrale Formel, von der aus Lacan **die Freud'sche Psychoanalyse einer strukturalistischen Revision** unterzieht. Der Grundgedanke ist erneut die These von Saussure, dass der Sinn in einer Sprache durch die Differenzen erzeugt wird, in denen ihre Elemente zueinander stehen. Diese Einsicht überträgt Lacan auf das Unbewusste und zieht daraus weitreichende Konsequenzen für die Psychoanalyse. Zunächst gelingt ihm damit eine Verbindung, die in der Freud'schen Theorie so nicht ausformuliert worden war. Bei Freud sind einerseits die Träume der Königsweg zum Unbewussten,

andererseits spricht der Analysand in der Therapiesitzung aber nur über sie. Dem Analytiker dient also nicht direkt der Traum als Grundlage seiner Interpretation der Schwierigkeiten des Patienten, sondern dessen Einkleiden des Traumes in Sprache. Die Verbindung der Traumsymbolik mit der Sprache ist bei Freud nicht explizit theoretisch bedacht worden, und Lacan liefert mit seiner These eine Begründung nach, inwiefern die Traumsymbolik mit der Sprache zusammenhängt und die Therapie, die lediglich im Medium der Sprache vollzogen wird, dennoch eine Aufdeckung unbewusster Konflikte leisten kann. Unbewusstes und Sprache sind zwar nicht identisch, wohl aber gleich strukturiert, und deshalb kann sich das Sprechen bruchlos ans Unbewusste anschließen lassen (vgl. Heise, in: Taureck 1992, 60-81).

Das Ausbuchstabieren der zentralen Formel Lacans auf dem Hintergrund von Saussure zeigt auch, dass das wesentliche Moment der Struktur nicht das Signifikat (das Bezeichnete) ist, also die Bedeutung des Zeichens, sondern der bezeichnende Aspekt des Zeichens, der Signifikant. Zusammen mit anderen Signifikanten bildet der Signifikant die Struktur – es ist seine Position innerhalb der Struktur, seine Differenz zu anderen Signifikanten, die Sinn erst generiert. Dem Modell Saussures gegenüber wertet Lacan die Rolle des Signifikanten auf, der nun dem Signifikat übergeordnet ist. Sinn kommt zustande, nicht weil er als Wert innerhalb aller Elemente eines Systems durch Differenzen bestimmt wird, sondern weil der Signifikant artikuliert ist. »Das besagt, daß seine Einheiten [...] einer doppelten Bedingung unterworfen sind: Sie sind zurückführbar auf letzte differentielle Elemente, und diese wiederum setzen sich zusammen nach den Gesetzen einer geschlossenen Ordnung« (*Schriften 2*, 26). Die Signifikanten bilden untereinander eine Kette und erzeugen durch ihre Differenzen erst das Signifikat. Dadurch wird es dem Signifikanten nachgeordnet und von ihm abhängig. Trotzdem antizipiert das Signifikante »seiner Natur nach [...] immer den Sinn, indem es in gewisser Weise in seinem Vorfeld seine Dimension auftut« (*Schriften 2*, 27). Lacans Beispiele dafür sind Satzanfänge wie »Niemand werde ich ...«, die vor der signifikativen Wendung abbrechen. »Man kann also sagen, dass der Sinn in der Signifikantenkette insistiert, dass aber nicht ein Element der Kette seine *Konsistenz* hat in der Bedeutung, deren es im Augenblick gerade fähig ist.« (*Schriften 2*, 27).

Das Verhältnis von Signifikant und Signifikat dient Lacan auch dazu, Freuds Vorstellung von der **Verdrängung sprachtheoretisch zu reformulieren**. Saussure hatte im *Cours* dieses Verhältnis graphisch als einen Bruch dargestellt, bei dem an der Position des Nenners der